

Miscellen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Archiv für Thierheilkunde**

Band (Jahr): **3 (1826)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

XIII.

M i s c e l l e n.

Epizootie unter den Katzen.

Im ehemahligen Clever Regierungs-Bezirk herrschte unter den Katzen gegen Ende d. J. 1821 eine Seuche, die sehr allgemein verbreitet und schnell tödtlich war. Sie fing mit Mangel an Fresslust, starkem Froste — die Thiere suchten die Sonnen- und Ofenwärme begierig — und mit großer Muskelschwäche an, wozu sich bald heftiger Durst, Sträuben der Haare, Trübheit der Augen und galliges Erbrechen mit häufigem Abgange von Spulwürmern gesellten. Alle mit dieser Krankheit behafteten Thiere starben entweder in den ersten 24 oder 48 Stunden, ohne daß vorhergegangene heftige Zufälle diesen Ausgang vermuthen ließen. Auch die ansteckende Natur dieser Krankheit scheint nicht bezweifelt werden zu dürfen, indem die gesündesten Thiere, wenn sie sich in der Nähe der kranken, oder auch nur an einem Orte befanden, wo vor geraumer Zeit ein erkranktes Thier sich aufgehalten hatte, bald von der nämlichen Krankheit befallen wurden. (Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde. Bd. XIV. 1. Heft.)

Dr. *Monro* in *England* hat eine elastische Röhre mit einem hölzernen Knopf von $\frac{3}{8}$ Zoll im Durchmesser und 6 Schuh Länge erfunden, vermittelst welcher die Luft von geblähetem Viehe durch den Schlund ausgeführt werden kann. In Ermangelung einer solchen Röhre, kann die gleiche Wirkung durch die Anwendung des biegsamen Theils einer ledernen Peitsche erreicht werden, welcher vorzüglich bey Gebläheten auf dem Felde anwendbar wäre. Dr. *Wisgatt* in *Edinburg* versühet, von 20 Kranken 18 dadurch geheilt zu haben.

Auch Herr *Wagner*, practicirender Thierarzt in *Mühlheim*, der die vorstehende Methode in einer kleinen Schrift (*Sichere, auf mehrjährige Erfahrung gegründete Heilung des aufgebläheten Rindviehes, Basel 1821*) mittheilt, hatte zwey Mahl Gelegenheit, den Peitschenstock auf die erwähnte Art in Anwendung zu bringen, und damit Hülfe zu leisten; er ist daher entschlossen, in geeigneten Fällen immer in der Folge von diesem so einfachen und gefahrlosen Mittel Gebrauch zu machen. Indesß hält er es für nothwendig, daß man 1) das Uebel vor der Anwendung nicht bis zu dem Erstickungsgrad steigen lasse; 2) den Peitschenstock bis in den Banst bringe, und 3) ihn höchstens zwey Minuten stecken lasse, alsdann wieder herausziehe, und nach 1 oder 2 Minuten wieder von neuem einbringe, und so oft wieder ein und aus, bis alle Zufälle des Blähens verschwunden sind.

Neuerlich angestellte, von Herrn Kreisphysicus *Dr. Wunsch* zu *Glogau* mit viel Fleiß und Genauigkeit durchgeführte Impfungsversuche in der sogenannten Lun-

genfäule, so wie auch Zusammenstellungen gesunden Viehes mit den an der Lungenfäule in einer großen Epizootie leidenden Kindern, haben die Nichtansteckbarkeit dieser Seuche aufs Neue gar sehr bekräftigt. Der eine der angegriffenen marmorirten Lungenflügel (der andere ist meist mehr oder weniger gesund) wog, kaum sollte man es glauben, einige 40 und mehr preussische Pfund. Sehr auffallend war es, daß auch Kinder, welche mit den Kranken gleiche Nahrung früher genossen, hernach aber durch mehrere Wochen allein standen, dennoch von der Seuche ergriffen wurden, ungeachtet man sie in dieser Zwischenzeit für gesund gehalten. — Ob nicht Gyps, Kalk, Mergel, an der Entstehung dieses Uebels Theil haben dürften? (Med. Chir. Zeit. 1822. No. 17.)

Zu Schwerin an der Warthe wurden im J. 1822 20 Stück Schafe ein Opfer der Hundswuth. Bey der Untersuchung wurden nachstehende Symptome wahrgenommen: Die Schafe blinzten stark mit den Augen, hatten ein wildes Aussehen, stießen unaufhörlich andere Häupter, liefen in der Herde fortwährend herum, und brachten dieselbe in Unordnung und Wildheit. Diese Symptome dauerten höchstens 48 Stunden; dann legten sie sich; die Thiere bekamen Fieber, ließen den Kopf gesenkt hängen; aus Mund und Nase floss etwas Geifer; sie fraßen und sofften nicht, wurden kreuzlahm, und nach höchstens 16 bis 20 Stunden crepirten sie. — Das Uebel war durch die Verletzungen eines von der Tollwuth ergriffenen Schäferhundes zum Ausbruche gekommen. (Berlin. Staatszeit. 1820. No. 103.)

Bekanntmachung des geheimen Ober-Regierungsraths Herrn Thuer, Hinsichts seiner Versuche mit Herrn de Meiracs Heilmittel gegen die Drehkrankheit der Schafe.

Da eine in Frankreich von einem Herrn de Meirac erfundene, und dem Conseil d'agriculture im königl. französischen Ministerium des Innern einberichtete Heilungsart der Drehkrankheit der Schafe mittelst des Brennens mit einem glühend gemachten Eisen auf dem Kopfe, durch die angegebenen nahmentlichen Thatsachen entschiedene Glaubwürdigkeit hatte; so wurden von dem Unterzeichneten zu Möglin und in der Nachbarschaft, wo drehkranke Schafe aufzufinden waren, sogleich Versuche damit angestellt.

Da das Verfahren in jenem Berichte nicht genau beschrieben ist, so ward es hier folgender Maaßen eingerichtet. Man nahm ein Brenneisen, dessen Stiel ungefähr 16 Zoll lang, mit einem hölzernen Handgriffe versehen war, und einen Kopf in der Gestalt eines spitzen Regels oder eines abgestumpften Regels hatte, an der Spitze von 1 ½ Linie Durchmesser und dann stärker zulaufend war. Dieser Kopf wurde glühend gemacht. Es ward indessen der Kopf des zu operirenden Thieres kahl geschoren, und genau untersucht: ob sich eine dem Druck nachgebende Stelle der Hirnschale, mithin der Sitz des Uebels, entdecken ließe. War dieß der Fall, so wurde der Kopf des heißen Eisens so lange darauf gedrückt, bis man die Hirnschale auf dem Grunde der Brandstelle sehen konnte. War die Stelle nicht zu entdecken, auch aus dem Gange des Thieres nicht abzunehmen; so ward auf beyden Seiten

des Kopfes über den Ohren, zuweilen auch auf dem Hinterkopfe oder der Stirne, auf gleiche Weise gebrannt.

Nach 24 bis 48 Stunden zeigte sich ein mehr oder minder starker wässeriger Ausfluß aus den gebrannten Stellen, und darauf entstand eine mit Blut vermischte Eitererzeugung, wobey die Wunden ganz einfach durch Bestreichung mit Theer oder Serpenthinsalbe, zuweilen gar nicht, behandelt wurden. Die Thiere scheinen wenig davon zu leiden.

Unter 12 uns vorgekommenen Fällen sind 10, wo das Verschwinden der Zufälle schon am dritten Tage und fast gleichzeitig mit dem Ausfließen der wässerigen Feuchtigkeit erfolgte. Am vierten Tage konnten die meisten Thiere, die vorher im Stalle liegen bleiben mußten, mit der Herde ausgehen, und man konnte durchaus nichts mehr von der gehaltenen Krankheit an ihnen bemerken.

Ein Fall ist uns vorgekommen, wo sich bey der Sektion fand, daß das Uebel ganz anderer Art sey, und daß keine Blase im Gehirn vorhanden war; ein anderer aber, wo eine enorm große Wasserblase zwischen den beyden Halbkugeln des Gehirns auf dem Grunde der Hirnhöhle lag, die man anfänglich bey dem Entblößen des Gehirns gar nicht entdeckte, und dieses nur fest an den Schädel angedrückt fand, wohin also das Brennen unmöglich wirken konnte.

Diese Erfahrungen (wovon die ersten 7 Fälle im Detail in dem eben herausgekommenen zweyten Stück des 10. Bandes der Möglinischen Annalen der Landwirthschaft mitgetheilt sind) verbunden mit dem Berichte des Herrn de Meirac (welcher sich in den Annales de l'agri-

culture française, July 1822 befindet) sind zureichend, die größte Aufmerksamkeit auf diese Heilmethode des, manchen Schäferen so großen Verlust bringenden, Uebels zu richten, und es bey allen vorkommenden Fällen zu versuchen, um so mehr, da es so einfach ist, daß es jedem Schäfer anvertraut werden kann, auch im Falle des Mißrathens nichts dabey verloren wäre.

Die Zeit muß freylich lehren, ob das Uebel dadurch ohne Wiederkehr gehoben werde, welches auch bey dem gelungensten Ausziehen der Blase mehrentheils der Fall nicht war; und ob, wenn es ja aufs Neue erscheine, ein wiederholtes Brennen helfe?

Herr de Meirac hat die Operation auch präservativ bey Heerden, die dem Uebel sehr unterworfen waren, mit glücklichem Erfolge gebraucht. Da die Krankheit aber oft eine geraume Zeit nicht erscheint, wenn sie vorher sehr häufig war; so muß sich die Masse der Erfahrungen darüber noch sehr häufen, bevor man dieß unbedingt annehmen kann.

Möglin, den 16. Februar 1822.

L h a e r.

(Mitgetheilt von der königl. Regierung zu Münster, in ihrem Amtsblatte No. 47, Jahrgang 1822, und Versuche darüber empfohlen.)

Einen an einem Pferde mit glücklichem Erfolge verrichteten Steinschnitt erzählt James White in the London medical and physical Journal, p. 321, Oktober 1824. Nachdem Hr. Mogford den Penis aus der Scheide

oder der Vorhaut herausgezogen hatte, brachte er eine fischbeinerne Sonde so weit in die Harnröhre ein, bis das Ende derselben an dem Mittelfleische gefühlt werden konnte. Alsdann machte er auf das Ende der Sonde einen Einschnitt, brachte durch die auf diese Weise in die Harnröhre gemachte Oeffnung eine Hohlsonde ein, und erweiterte die Oeffnung mit einem geknöpften Bistouri bis zur linken Seite des Afters. Hierauf brachte er seine rechte Hand in den Mastdarm und die beyden ersten Finger seiner linken Hand in die Blase ein, und schob den Stein ohne Schwierigkeit an den Mittelfinger, mit welchem er ihn dann leicht durch die in die Harnröhre gemachte Oeffnung herauszog. Der Stein wog über $4\frac{1}{2}$ Unzen. Einige Theile des Steins schienen abgebrochen und in der Blase zurückgeblieben zu seyn. Diese wurden vermittelst eines Stückchens weichen Schwammes, welches an eine wallfischbeinerne Sonde festgebunden war, und etwas warmen Wassers leicht entfernt. Die Wunde heilte mit Ausnahme einer kleinen Oeffnung, durch welche noch immer ein Theil Urin fortgeht, schnell. Aber das Pferd ist seit dieser Zeit zu harten Arbeiten gebraucht worden, ohne Beschwerde davon zu leiden. Hr. M. zweifelte nicht, daß auf diese Weise ein Stein von sieben bis acht Unzen herausgezogen werden könne.

Herr Parter sah während seiner Reise in Persien eine in Europa wenig gekannte Art wilder Esel. Er verfolgte einen solchen, in der Meinung, es sey eine Antelope, mit einem Araber etwa 3 englische Meilen weit,

ohne ihn erreichen zu können; erst später, als er von selbst stehen blieb, konnte er bis auf einen Pistolenschuß nahe zu ihm gelangen. Von diesem und von einem wenige Tage nacher beharrlich gejagten und endlich getödteten wilden Esel der nämlichen Art ist folgende Beschreibung davon entlehnt. „Er schien mir,“ sagt Hr. Parter, „gegen 10 bis 12 Hand hoch; das Fell glatt, wie das eines Hirsches, und von röthlicher Farbe; Bauch und Hintertheil ging in silbergrau über; sein Hals war schlanker als der eines gewöhnlichen Esels, nämlich länger und mehr dem eines Hirschen ähnlich; seine Füße hübsch schlank; Kopf und Ohren schienen groß im Verhältniß mit der Anmuth dieser Formen, und an ihnen bemerkte ich zuerst, daß der Gegenstand meiner Jagd von dem Eselgeschlechte war. Die Mähne war kurz und schwarz; so war auch der Haarbüschel, womit der Schwanz endete. Kein schwarzer Strich indessen ging längs seines Rückens, oder überkreuzte seine Schultern. Die wunderbare Schnelligkeit und die außerordentliche Art, wie er über die Ebene hinflieg, traf genau mit der Beschreibung überein, welche Anabasis von diesem Thiere gibt. Aber vor allem erinnerte ich mich an das treffende Bild, welches der Autor des Buches Hiob von dem wilden Esel entworfen hat. Maunt Stuart Elphinstone erwähnt in seiner trefflichen Geschichte der englischen Gesandtschaft an den Hof zu Cabul, Weimar 1817, dieses schönen Thieres unter dem Nahmen des Gorkhur, und beschreibt es als Bewohner der Wüste zwischen Indien und Afghanistan oder Cabul. Es wird von den Persern Gaur genannt und gewöhnlich in Heerden gesehen, obgleich auch oft einzeln,

wenn es sich verläuft, wie das erste, welches ich sah.“ Der wilde Esel in Irak Arabi soll sich in nichts von diesem unterscheiden, und die Persier das Fleisch davon für eine Delicatsse halten.

Hohes Alter eines Pferdes.

Das höchste Lebensalter eines Pferdes nahm man bis jetzt zu 40 bis 50 Jahren an. Neulich ist jedoch der naturforschenden Gesellschaft zu Manchester der Kopf von einem Pferde überreicht worden, das unter seinem Geschlechte als Patriarch passiren darf. Es hat nämlich das Alter von 62 Jahren erreicht. Dieß erinnert an das 75 Jahre alte Pferd, von welchem Plinius erwähnt, an das 70 Jahre alte Pferd des Kaisers Ferdinand des Ersten und an andere mehr, die ein Alter von 60 bis 70 Jahren erreicht haben sollen.

Klappe in der Schlundöffnung des Pferdema-gens.

Dr. Gurlt beschreibt in seinem Handbuch der Anatomie der Säuethiere Bd. 2, S. 28, so wie auch in Meckels Archiv für die Physiologie, in welchem sie abgebildet ist, eine Klappe, die sich in der Schlundöffnung des Pferdema-gens vorfinden soll. An der Schlundöffnung bildet die Schleimhaut des Schlundes durch Verdoppelung eine spiralförmige Klappe (Valvula Cardiae), die aber bisweilen nur halbmondförmig erscheint, indem die obere Windung fehlt. Sie fängt im Schlunde einen Zoll

vor seiner Einpflanzung in den Magen mit einer Spitze an der rechten Seite an, und indem sie sich nach oben und links windet, nimmt sie an Breite zu. So läuft sie hierauf an der untern Wand des Schlundes nach rechts und hinten, tritt wieder an die obere Wand und endet an der linken Seite derselben mit einer Spitze, welche nach dem blinden Sack des Magens gekehrt ist. Sie macht auf diese Weise eine und eine halbe Windung und steht mit dem freyen Rande in die Höhle des Schlundes, welche sie zur Hälfte theils an der obern, theils an der untern Wand verschließt. Wenn die Klappe aufgerichtet ist, so bleibt nur eine kleine Oeffnung aus dem Schlunde in den Magen übrig, so daß feste Futterstoffe nicht leicht in den Schlund zurücktreten können, obgleich das Eintreten derselben nicht gehindert ist, indem der eintretende Futterbissen mit dem Lauf der Klappe fortgeht. Sie ist an einem frischen Magen nicht gut zu sehen, weil die zusammengezogene Muskelhaut des Schlundes die Schleimhaut in Falten legt; wenn man aber den Magen aufbläst und trocknet, so erscheint sie ganz deutlich. Diese Klappe und die Stärke der Muskelhaut an der Schlundöffnung sind die Hindernisse, weshalb das Pferd sich nicht erbrechen kann.
